

Christian Rathner

Sehnsucht nach Religion

| Staunen nach dem Papstwechsel

Gibt die Symbiose von kirchlichem Geschehen und medialer Wirklichkeit rund um den Tod des alten und die Wahl des neuen Papstes Anlass für Hoffnung auf einen Aufschwung der römisch-katholischen Kirche?

● Hübsch anzusehen ist er eigentlich nicht, der kleine Rauchfang auf der Sixtinischen Kapelle. Wenn dann noch, was leider oft der Fall ist, die Sonne ungünstig steht, verkommt das recht funktionell gehaltene Abzugsrohr zur gegenlichtigen Silhouette. Ein Unbild eigentlich. Aber eines, das dennoch von hunderten Fernsehanstalten rund um den Globus übernommen wurde. »Conclave Smog-Watch« nannte die European Broadcasting Union ihr Signal, das sie zu den neuralgischen Zeiten der Papstwahl an die Partner übermittelte. Einmal als Vollbild, dann als kleine Einblendung: das Warten auf den weißen Rauch fand im Fernsehen dankbare Abnehmer.

Es muss eine tiefe Affinität zwischen den altherwürdigen Riten und der modernen Medienwelt geben. Nachrichten huschen in Echtzeit um die Welt. Das Fernsehen, angetrieben vom Golfkrieg-erprobten Cable News Network, hat seine Behändigkeit abgelegt und bietet zusätzlich zur aktuellen Berichterstattung Live-Co-

verage in Sondersendungen. Jahre vor dem Papstwechsel verhandelten die Networks um Zimmer und Balkone mit Blick auf den Petersplatz, um ihre Aufsager vor sprechender Kulisse machen zu können. Das alles war völlig neu. Als Papst Johannes Paul II. 1978 gewählt wurde, steckte das Fernsehen vergleichsweise noch in den Kinderschuhen. Es gab kein CNN und in Europa kaum private Konkurrenz zur Berichterstattung der öffentlich-rechtlichen Sender. Es gab keine Mobiltelefone, deren Empfang man hätte

»Mittelalterliches Ritual und moderne Medienwelt«

lahm legen müssen, um beim Konklave die größtmögliche Geheimhaltung zu gewährleisten. Und es gab keine direkt aufs Handy gefunkten Presseaussendungen der Sala stampa.

Mitten in diesem Gewimmel von elektronisch verbreiteter Information und Spekulation, von Analysen und Gerüchten und natürlich auch Enten: ein kleiner Rauchfang und die weltweite Bereitschaft der Menschen, auf ein Rauchsignal zu warten. Mittelalterliches Ritual und moderne Medienwelt widersprechen einander nicht. Denn im Warten auf den weißen Rauch zeigen sich universal gültige Gesetzmäßigkeiten der

Dramaturgie. Selbst die Unsicherheit bezüglich der Farbe des Rauches gehört dazu: Je mehr die Spannung vor dem Ergebnis gesteigert wird, desto interessanter ist es. Mit jedem schwarzen Rauchzeichen wird das Interesse am streng geheimen Vorgang der Papstwahl angeheizt – und das, obwohl der breiten Öffentlichkeit kaum einer der Kandidaten bekannt sein dürfte. Wenn dann noch Glocken die vollzogene Wahl verkünden und damit jeden Zweifel an der Farbe des Rauches zerstreuen, wird klar, wie sehr dieses Ritual jeder anderen Form der Bekanntgabe überlegen ist. Die Sondersendungen starteten sofort.

Der erste Medien-Papst

- Virtuos wie kein anderer wusste Papst Johannes Paul II. die Chancen zu nützen, die das Fernsehen bietet. Seine Auftritte waren in einer meisterhaften Mischung von Volksnähe und Unnahbarkeit fernsehgerecht inszeniert. Wo immer

»meisterhafte Mischung von Volksnähe und Unnahbarkeit«

er sich zeigte, warteten die Kameras. Er war ein Idealfall des Fernsehens: Keiner von den emporgejubelten Stars, deren Hohlheit über kurz oder lang im grellen Scheinwerferlicht ja doch immer sichtbar wird, sondern ein Mann mit Überzeugung und Geheimnis, ein Mann mit einer Botschaft – und mit dem unbeirrbaren Entschluss, sie auch auszurichten. Der reisende Papst wurde natürlich auch selbst zum Medium: Kein Mensch der Gegenwart ist von so vielen Augenpaaren direkt gesehen worden wie Johannes Paul II. Er selbst scheint Menschenmassen eher gesucht denn gescheut zu haben. Papstmessen mit bis zu vier Millionen BesucherInnen, Weltju-

gendtreffen mit hunderttausenden jungen Menschen: Obwohl solche Events für persönliche Begegnungen wenig Gelegenheit bieten, blickten begeisterte Gläubige und Fernsehkameras auf einen menschlichen, sympathischen Papst, der

»Bereitschaft zur Transparenz«

sich schenkte und doch unerreichbar blieb. Selbst als gegen Ende des Pontifikats immer mehr das Thema Krankheit in den Vordergrund rückte und die Kameras jede Schwäche unbarmherzig registrierten, zog sich Karol Woytila nicht zurück. Auch und gerade als Leidender und Sterbender wurde er zum Medium seiner Botschaft.

Aber das ist nur die eine Seite. Zur hohen Schule der medialen Vermittlung von Botschaften gehört noch etwas anderes: die Bereitschaft zur Transparenz. Diesbezüglich aber gab es im Pontifikat des Karol Woytila, soweit ich sehe, kaum Impulse. Er war ein Papst, der ungezählte Reden hielt, aber wie viel – und wem – hörte er zu? Der Vatikan ist weiterhin ein schwer durchschaubares Gebilde, das nur sehr dosiert Informationen über sich selbst nach draußen gibt. Ein Beispiel: Beim letzten Papstbesuch in Österreich sendete der ORF etwa 20 Stunden live, aber beim kurz darauf folgenden Ad-Limina-Besuch in Rom wurde es dem ORF-Team nicht erlaubt, auch nur die Begrüßung der österreichischen Bischöfe durch den Präfekten einer Kongregation mitzudrehen.

Es ist vermutlich diese Einseitigkeit der Kommunikation, die zu Frustration und innerer Emigration geführt hat. Nicht nur KatholikInnen in Österreich fühlten sich von Bischofsnennungen brüskiert, die als ungerechtfertigte Kurskorrektur verstanden werden mussten. Das Verfahren zur Bischofsnennung ist nicht transparenter geworden. Das Vorgehen des Vatikans gegen die Theologie der Befreiung hatte wenig

Dialogisches an sich. Und auch das Diskussionsverbot in der Frage der Frauenordination bleibt als Akt der Dialogverweigerung in Erinnerung.

All diese Kritikpunkte mögen kleinlich wirken angesichts der Begeisterung, die Johannes Paul II. sogar noch in seinen letzten Monaten zu entfachen vermochte. Die Pilgermassen in Rom und die tiefen Emotionen von Millionen Menschen ließen KritikerInnen mit ihren Reformthemen alt aussehen. Den getreuen katholischen Oppositionellen fiel es in diesen Tagen schwer, sich mit ihrem »Ja, aber« nicht alle Sympathien zu verscherzen. Es war riskant wie nie, am Pontifikat des Karol Wojtyła Kritik zu üben.

Tatsächlich waren die Ereignisse um den Papstwechsel angetan, auch abgebrühte Religions- oder KirchenjournalistInnen das Staunen zu lehren. Der Tod des alten und die Wahl des neuen Papstes gerieten zu einem Medienhype ungeahnten Ausmaßes. Die tagelangen Liveberichte in zahlreichen Sendern ließen den Eindruck entstehen, nicht nur Europa, sondern die ganze Welt sei plötzlich katholisch.

War es allein die Liebe zum verstorbenen Papst, die so viele Menschen nach Rom zog? Es fehlt nicht an Stimmen, die das enorme Interesse, das der Papstwechsel auslöste, als kirchlichen Aufbruch, als »neues Pfingsten« gar, feiern.

Zweifellos hatte Papst Johannes Paul II. eine Strahlkraft, die ihn für sein Amt geradezu prädestinierte. Keine Kamera und kein Mikrofon hätten das erzeugen können. Andererseits aber

*»Es war riskant wie nie,
am Pontifikat des Karol Wojtyła
Kritik zu üben.«*

sind die Medien aus seinem Wirken einfach nicht wegzudenken. Karol Wojtyła war der erste wirkliche Medienpapst der Geschichte. Als er starb, konnten die Medien daher gar nicht anders als

ihn weiter leben zu lassen, in tausenden vorbereiteten Rückblicken und Nachrufen, die ihn so manchem Konsumenten näher brachten als er ihm zu Lebzeiten gewesen sein mochte.

Es wäre banal zu sagen: Die Medien haben die Millionen nach Rom geholt. Ohne den Papst und das Mysterium seiner Botschaft hätten sie dazu nicht die Kraft gehabt. Aber es wäre genau so banal zu behaupten, die Medien hätten keinen

*»Die Magie der Bilder
funktioniert.«*

Einfluss gehabt. Die Magie der Bilder funktioniert. Nach wie vor ist es für viele Menschen aufregend, jemandem zu begegnen, den man aus dem Fernsehen kennt. Und es vermittelt ein Gefühl von Bedeutsamkeit, an dem Ort zu sein, von dem das Fernsehen Bilder überträgt.

Aufschwung für die Kirche?

- Der Tod des Papstes war für viele eine Einladung, sich nach Rom zu begeben. Ehrerbietung für den Papst und eine Möglichkeit, ihm nahe zu sein, gaben viele PilgerInnen als Motive für ihre Begräbnis-Reise an. Sicher muss es auch anziehend gewesen sein, Teil einer Masse zu sein und nicht nur vereinzelt vor den Bildschirmen das Ereignis mitzuerleben.

Dass man dabei dem Papst physisch nicht wirklich nahe kam, tat der Sache keinen Abbruch. Diese Mischung von Nähe und Distanz war in Bezug auf den Papst ja nichts Neues. Johannes Paul II. hat mit seinen Großevents genau das erlebbar gemacht: Das Medium Papst schafft eine gleich gesinnte Masse, in der aufzugehen für viele ein beglückendes Erlebnis ist. Der Papst selbst, zwar präsent und mit freiem Auge sichtbar, ist dennoch ein entrücktes Idol, das vor allem

jungen Menschen eine Projektionsfläche für Sehnsüchte aller Art bietet. Vielleicht sind deshalb so viele junge Menschen für den Papst ansprechbar geworden, weil sie, anders als ihre Elterngeneration, Kirche und Religion nicht mehr als einengend und restriktiv erlebt haben und

»Es ist an der Zeit, sich den Fragen der katholischen Basis zuzuwenden.«

sich sozusagen aus freien Stücken begeistern lassen? Das, in der Tat, wäre eine gute Voraussetzung für eine junge Generation neuer Religiosität. Aber auch einer gewissen Beliebtheit öffnet das Tür und Tor. Um es mit einem Beispiel zu sagen: Man kann auch für den Dalai Lama schwärmen, ohne die geringste Ahnung vom Buddhismus zu haben.

Ob die katholische Kirche nach dem Abschiedsfest der Superlative, den »Santo subito«-Rufen und dem Jubel für den Nachfolger einen Aufschwung erlebt? Mit Sicherheit lässt sich sagen, dass sich eine Sehnsucht nach Religion, Zugehörigkeit und Sinn dargestellt hat. Aber ob die Liebe zum Papst den Kontinent der ersehnten Neuevangelisierung tatsächlich näher bringt, steht auf einem anderen Blatt. Nach aller Trauer, Feier und Freude scheint es jetzt wichtig, skeptische Stimmen nicht zu überhören. Einiges spricht dafür, dass die Papst-Begeisterung, dass das strahlende Charisma des alten Mannes vitale Probleme der Kirche überstrahlt hat und nach der Zeit der Ergriffenheit es nun dringend darum gehen müsste, sich den Fragen der katholischen Basis zuzuwenden anstatt sie zu ignorieren.

Als die EBU-Smoke-Watch-Bilder schon am Nachmittag grauen Qualm aus dem Schornstein zeigten, hatte ich mit einem Gefühl der Lähmung zu kämpfen. Klar war, auch wenn es lange nicht so aussah, dass um diese Zeit nur die Farbe Weiß gemeint sein konnte. Und klar war auch, dass

sich zur allgemeinen Überraschung in dieser kurzen Zeit nur ein Favorit durchgesetzt haben konnte. Nach dem überwiegend angenehmen Auftritt der vatikanischen Kirche in den vorangegangenen Tagen hatte sich das Nächstliegende durchgesetzt, und die Botschaft hieß: More of the same. Dass Papst Johannes Paul II. nun – rascher als es die Regeln eigentlich zulassen – selig gesprochen werden soll, ist ja auch nicht nur als Wertschätzung gegenüber dem polnischen Pontifex zu lesen, sondern muss ebenso als politisches Credo verstanden werden. An seinem Kurs soll festgehalten werden.

Mehr vom gleichen?

- Journalisten haben berufsbedingt ein Faible für Neues. Da war die Wahl eines Mannes, der die Weltkirche seit zweieinhalb Jahrzehnten an führender Stelle prägte und vielen als einer der wichtigsten Architekten der konservativen Wende nach dem Konzil gilt, im ersten Moment nicht

»Während der Hirtenhund beißen muss, zieht der Hirte weise voran.«

unbedingt Anlass zu großem Applaus. Die Papstwahl war von journalistischer Seite mit großem Aufwand vorbereitet worden, denn schließlich mussten über alle potentiellen Kandidaten Informationen bereit liegen. Aber der mit Spannung erwartete Einzug des neuen Papstes geriet unter der Hand zum Umzug eines altgedienten Funktionärs.

Mittlerweile hat der neue Papst Benedikt freilich auch seinen KritikerInnen manchen Grund zum Zweifel an ihrer Skepsis beschert, und vielleicht wird er sie mit unkonventionellen Entscheidungen weiter überraschen. Die Bilder liegen bereit: Während der Hirtenhund, der die

Herde zusammenhält, das eine oder andere Schaf in die Wade beißen muss, zieht der Hirte weise voran.

Es gibt aus meiner Sicht sehr erfreuliche Akzente in den ersten Ansprachen des Papstes. Sein Bekenntnis zum Dialog, nicht nur innerhalb der Christenheit, sondern auch mit dem Islam und anderen Religionen ist von zentraler Bedeutung. Seine Warnung vor dem Relativismus kommt bei

**»An der Freiheit der katholischen
Forschung und Lehre wird sich viel
entscheiden.«**

ihm nicht stur und weltflüchtig daher, sondern benennt beharrlich ein Problem der Gegenwart. Aber angesichts des Gelehrten und großen Theologen stellen sich auch Fragen: Wird er der katholischen Theologie die notwendige Freiheit (zurück)geben? Es ist nicht lange her, dass mir ein Professor (und damit, im Wortsinn, »Bekennner«) der katholischen Theologie die rechtlichen Implikationen eines römischen Dokuments im Interview auseinanderlegte, um dann, befragt nach seiner Meinung, ein breites Grinsen aufzusetzen: Er könne doch nicht vor der Kamera seine Meinung sagen. Auch wenn das ein Einzelfall sein sollte: An der Freiheit der katholischen Forschung und Lehre wird sich viel entscheiden.

In einem Interview, das mir Kardinal Ratzinger im vergangenen Oktober gab, wurde ich selbst Zeuge der Geschliffenheit seiner Formulierungen und der Weite seines Denkens. Ein liebenswürdiger, alter, kluger und sehr weiser Mann saß mir gegenüber und bestätigte unter anderem, dass die umstrittenen Bischofsnennungen in Österreich einem Trend in der gesamten Kirche entsprochen haben. In einem Punkt aber argumentierte Ratzinger weit unter seinem Niveau. Die Frage nach dem Priestertum

der Frau tat er ab, indem er zu beschwichtigen suchte: Man müsse ja auch nicht Beamter werden, um ein ganzer Österreicher zu sein. Und überhaupt sei das Amt ja eher Last als Freude, Frauen sollten es daher nicht anstreben, sondern andere Wege des Christseins in der Kirche beschreiten. Die Diskriminierung, die aus Sicht vieler engagierter Gläubiger im Ausschluss vom Amt aus Geschlechtsgründen liegt, nahm er nicht zur Kenntnis. Offen gestanden war ich ein wenig verwundert, zu welcher einfallsloser Argumentation sich ein Mann von seiner Gelehrtheit herabließ, um den Status quo zu verteidigen.

An solchen Beobachtungen vermute ich eine ideologische Defensive, die sich auf die gestellten Fragen nicht einlässt. Ich würde mir hingegen von Papst Benedikt XVI. wünschen, dass er ideologische Denkmuster aufbricht und, gestützt auf Bibel und Tradition, den Glauben neubuchstabiert. Jenseits der bekannten Denkmuster könnte er den medialen Aufwind der Kirche nützen, um eine Antwort auf die Sehnsucht nach Religion und Zugehörigkeit zu finden und mit einer neuen, frischen Rede die Menschen dort zu erreichen, wo sie sind: mitten im Leben. Das würde auch notwendige Prozesse in Gang setzen, an deren Ende zukunftssträchtige Entscheidungen stehen könnten. Die Fähigkeit dazu bringt Papst Benedikt zweifellos mit, und es schiene mir wichtiger als die immer wieder zum Kriterium erhobene Frage, wie bald er Kondome »erlauben« wird.

So steht die römisch-katholische Kirche nach den medialen Hoch-Zeiten vor neuen Chancen, aber auch vor wichtigen Weichenstellungen. Schwarzer Rauch? Weißer Rauch? Im wirklichen Leben überwiegen, wie auf dem Dach der Sixtina, die Grautöne. Die Kombination von altem Ritual und modernen Medien ist, wie sich gezeigt hat, äußerst effizient. Aber sie wird auf Dauer nicht genügen.